

Das Weltwunder.

Von Kurt Kähler.

Ein breiter Strom floß zwischen hohen Ufern. Ein Eisenbahnstrang sollte den Fluß kreuzen und eine gewaltige Brücke aus Stein und Eisen sollte die Ufer verbinden. Fünfundvierzig Millionen Mark, glaubte man, würde die Brücke kosten.

Es gab, durch viele Tage, hitzige Debatten unter den Finanzverantwortlichen des Reichs. Sachverständige wurden vernommen, Mäße und Dezernenten rechneten und prüften und kalkulierten und hielten dem Minister Vorträge, und am Ende warf man die fünf- und vierzig Millionen aus.

Ein Preisauschreiben wurde erlassen und ein Kollegium von Preisrichtern berufen, die trugen alle einen großen Namen. Die tüchtigsten Brückenbauer der Welt stürzten sich auf das dankbare Problem, gewaltige Konstruktionspläne entsprangen raslos arbeitenden Hirnen. Wochenlang, schwer um den Entschluß ringend, saßen die klugen Preisrichter über den Entwürfen, von den wägenden Stirnen und den lahnen Köpfen troff der Schweiß. Endlich wurde, nach langem Streit, ein Entwurf gewählt, ein Wunderwerk konstruktiver Gedanken, ein Phänomen technischer Kühnheit. Der Plan kam in die Öffentlichkeit und die Zeitungen und tausend Kritiker und Sachverständige und Reider fielen darüber her. In Strömen regnete Lob und Tadel, Entzücken und Hohn.

Dann kam der Bau. Tausende von Händen rührten sich, Baummeister, Bauführer, Zeichner und Arbeiter. Hämmer dröhnten auf glühende Rieten, Eisen bog und streckte sich in der Glut der Ofen, Reihel formten den Granit für die mächtigen Pfeiler im Strom. Ingenieure aller Länder kamen, um die Arbeit zu sehen. Ein Jahr ging hin, die Brücke war fertig. Der König kam mit Gefolge und Soldaten und Fürsten, um die Brücke feierlich einzuweihen. Dichter sangen der stehhaften Technik rauschende Hymnen. Gewaltig klangen die Jubelchöre, die Neben. Fünfhundert Orben flogen, und alle Zeitungen und Zeitschriften der Welt sprachen acht Tage lang in Bild und Wort von dem neuen Weltwunder, das ebenso zur ewigen Berühmtheit bestimmt sei wie die Cheopspyramide, wie der Eiffelturm, wie St. Peters Kathedrale in Rom. . . .

Da kam Krieg über das Land. Ein Boot legte in stürmischer Nacht, wenige Stunden nach der Kriegserklärung, an dem gigantischen mittleren Strompfeiler der Brücke an. Ein Funke glühte auf, und ein Mann schwamm eilig davon.

Eine halbe Stunde ging hin . . . der Funke schlich seinen Weg. Dann barst die Hölle, und ein ungeheurer Donner tobte zum schwarzen Himmel.

Durch die Straßen der Städte brüllten die Extrablätter. Ein Mann, im Wirrwarr der Kriegsnot, sagte eilig:

„Hörten Sie schon? Der Feind hat die große Brücke gesprengt!“

„Was Sie sagen!“

Eine Stunde lang brodelte die Erregung durchs Land. Dann lobten neue Extrablätter durch die Straßen . . . neue Kriegstaten.

Niemand sprach mehr von der Brücke, von dem Weltwunder von gestern.

Die halbe Krotoschiner Zeitung.

Der Eisenbahnzug hielt auf dem Krotoschiner Bahnhof, bereit zur Abfahrt des Botillons mit unbestimmtem Fahrziel. Nach dem letzten murrte man; wie es denn auch kam. Unsere Familienangehörigen und Bekannten waren auf dem Bahnhofs zum Abschied. Das Herz wurde uns schwer, aber Nahrung durften wir doch nicht aufkommen lassen. Es ging ja in den heiligen Krieg fürs deutsche Vaterland! — Ein Händedruck, ein Gott befohlen und auf Wiedersehen! Kurz bevor sich der Zug in Bewegung setzte, und uns allen die Sprache etwas besonnen wurde, sagte ich zu meiner Frau, um sie abzulenken: „In der Krotoschiner Zeitung ist ein spannender Kriminalroman, schicke mir den doch nach!“ Ich vergesse das erbaute Gesicht nicht, in einem so ersten Augenblick an eine Geschichte in der Krotoschiner Zeitung zu denken! Etwas

zweifelhaft folgte die Zusage. Dann aber kam das Verständnis, und während die Lokomotive anjog, sagte Klutchen mit tränendem Auge: „Verlaß Dich drauf, ich schicke Dir die Geschichte.“

Fort ging es, quer durchs schöne deutsche Vaterland über Ober-, Elbe, Rhein, unaufhaltsam bis ans Endziel. Märche kamen durch Rheinprovinz, Lothringen, Luxemburg. Immer näher rückten wir dem Kanonendonner, und dann ging es endlich in die blutige Schlacht. Die herabfallende Nacht dedte mitleidig schwere Verluste zu. Brennende Dörfer leuchteten den Verwundeten die Wege zu den Verbandplätzen. Es war nach Rittersnacht, als ich mit einem Dutzend anderen verbunden auf dem Fußboden einer Klosterschule in einem noch brennenden französischen Dorfe lag. Gott sei Dank, unter Dach und Fach in guter ärztlicher Behandlung und gepflegt durch mitleidige, hilfreiche französische barmherzige Schwestern! — Das Feldlazarett war überfüllt; dicht an dicht lagen die Verwundeten, um nach Möglichkeit bald weiter nach Deutschland und ins Innere des Reiches befördert zu werden. In unserem Zimmer lagen Deutsche und Franzosen, Offiziere und Mannschaften durcheinander, aber nur Schwerverwundete. Die Ärzte waren barmherzig, und wer von uns eine Morphiuminjektion gegen seine Schmerzen haben wollte, bekam sie, besonders zur Nacht. Eine dankenswerte Ergrüßung der neuen Zeit. Anfangs lagen wir nur auf Matratzen, zum Teil mit Decken oder unfernen Manteln zugedeckt, alle mehr oder weniger noch in Felduniformen, wenn sie uns nicht abgezogen oder abgehauen worden mußten. Im Laufe der ersten beiden Tage wurden dann die Matratzen und meist auch unsere Decken mit weichen Bettlaken überdeckt, die allerdings bei manchen Verwundeten dann oft noch in erheblicher Weise die rote Spur des Krieges zeigten. Manche Matratze wurde im Laufe des Tages leer, und die Krankenträger trugen einen stillen Mann hinaus. Wie alle fühlten dies schon im voraus, wenn Ärzte und Sanitäter einem der armen Liegen in besonders entgegenkommender Weise „Spritzen“ zusammen liehen. Am zweiten Tage hatten die geplatzten, aber immer geduldigen Schwestern etwas mehr Zeit, so daß mich meine Pflegerin von dem blutgetränkten Hemd befreite und mir ein Wundverband aus den Kriegskleidern des Feldlazaretts anziehen konnte. Eine große Wohltat. Beim Umkleiden knisterte es in meiner Wundtaube, und als ich mühsam mit der Hand hineinkletterte, zog ich eine dünne Kreuzbandbindung, eine Zeitung, heraus, die mir die Feldpost in der Nacht vom 21. zum 22. gebracht hatte. Es war das erste Lebenszeichen, das ich nach 15 langen Kriegstagen durch die Feldpost erhielt, trotzdem ich wußte, daß täglich liebe Hände mit schriftliche Grüße gesandt haben mußten. Ich bekam diese denn auch zum Teil später nach zehn Wochen bange Wartens, Ende September und Anfang Oktober. Also der erste Gruß aus der Heimat, ein dünnes, halbes Zeitungsbblatt lag in meiner Hand. Auf den sieben Schriftzügen der Adresse ruhte mein Auge mit Dank und Sehnsucht eines Kranken. Die Gedanken, so viel davon vorhanden waren, weilten in der Heimat, und ich gedachte all der Liebe und Fürsorge, die ich dort so oft genossen hatte. Es kam mir so vor, als ob aus der vertrauten Handchrift dieser kleinen Postkarte ein Gebet für mich zum Himmel aufstieg. Ich faltete das Blatt mit erheblicher Mühe auseinander. Es war eine halbe Krotoschiner Zeitung mit dem Kriminalroman. Wer kennt Krotoschiner und die Krotoschiner Zeitung! Fern an der Dünenge, aber dicht beim schönen Schließen gelegen, ist Krotoschiner erheblich besser als sein Ruf, der eigentlich nur durch Auslets und gewohnheitsmäßige Zeitungsrufe als außer dem Bereich aller Möglichkeiten dargestellt wird. Eine Großstadt ist nun allerdings Krotoschiner nicht, und wer glaubt, daß man dort etwa billig lebt, der irrt sich schwer, denn die Stadt lebt zumeist von der Garnison. Die Krotoschiner Zeitung erscheint auch nur dreimal in der Woche, und zwar nicht gerade in sehr umfang- und inhaltsreicher Form. Dafür jedoch bringt sie in harmonischer Bereinigung mit dem Kreisblatt alle drei Tage all das, was das Herz und Gemüt eines Krotoschiners erfreut und bewegt — den Kriminalroman. Es soll Menschen geben, die oft nur diesen lesen, aber das sind keine rechten Patrioten!

Nun lag im fernen Feldlazarett in Frankreich die halbe Krotoschiner Zeitung vor mir, und ich las den Romanzettel mehr mit Augen und Herz, als mit Verständnis, dazu langten die Kräfte nicht. Natürlich spielte in ihm, nach Muster von Sherlock Holmes, ein Amateur-Detective eine unmögliche Rolle, in welcher er Europa und Umgegend und sämtliche Nihilisten meistert. Außerdem aber stand auf dem halben Blatt noch allerlei von Interesse. Ein Aufsatz über das heimtückische Japan und seine Kriegserklärung, mehrere kleine Artikel aus dem Reich über Kriegsvorbereitungen und Stimmung, alles für mich von Interesse. Dann kamen Anzeigen und dann noch kirchliche Nachrichten.

Mit einer gewissen Andacht las ich dies alles, und andächtig

wurde ich von den anderen Verwundeten beobachtet, Deutschen und Franzosen, die mich sicher als eine Art von Brod ansahen!

Raddem ich nun alles gründlich gelesen hatte, gab ich das halbe Blatt meinem Nachbarn, einem Hirscherger Jäger, den als Schlichter natürlich die Krotoschiner Nachbarschaft berührte. Dann wanderte die Zeitung zu einem Meyer Uter, der noch niemals etwas von unserer lieben Stadt hörte, nun aber dafür interessiert wurde. Ueber einen Danziger Herrn kam sie an eine Reihe Franzosen, die mit Bedauern und schweren Herzens das Blatt ungelesen weitergeben mußten, schließlich aber an einen 37er Unteroffizier von den Krotoschiner Steinmetz-Hülsern. Da war es nun in den rechten Händen. Er verlas alle Nachrichten und wußte dreimal las er alles durch. So ging die brave halbe Zeitung weiter und lag dann zum Schluß auf der Decke eines armen blaffen Purses, dem mit besonderer Freigebigkeit Morphium verabfolgt war. Drei schwere Verwundungen, die Weihe des Todes fürs Vaterland, war auf seiner Stirn zu lesen. Mit verlangendem Auge blickte er auf das Blatt, aber die Hand war zu schwach, es noch aufheben zu können. Als Bindeglied mit dem draußen pulsernden Leben lag hier die Zeitung vor dem Braven, dessen Wied schon ins Jenseits gerichtet war.

In unserem Lazarettzimmer wurde es Abend. Die alte, würdige Oberin, brachte mit zitternder Hand eine Lampe, die sie auf den eisernen Ofen stellte, und dann heruntergeschraubte, um uns Kranke nicht zu blenden. Aber das erzeugte einen so abscheulichen Petroleumgeruch, daß wir von einem Krankenwärter die Flamme wieder heller machen liehen. Nur nun das Blendende zu verhüten, besonders für den armen sterbenden Kameraden, mußte die halbe Krotoschiner Zeitung neue Dienste leisten. Mit ungeübter Männerfaust spaltete der Krankenträger das Papier der Länge nach und formte nach mehrfachen vergeblichen Versuchen, die das größte Interesse aller Zimmerbewohner erregten, daraus einen Lampenschirm, der Verfall fand und nun ein gedämpftes Licht spendete. Gegen 9 Uhr hatten wir alle unsere wohlthätige „Spritze“ erhalten, und jeder bereitete sich mit dem gebrochlichen Körper auf die Nacht vor, so gut es gehen wollte.

Wie spät es war, ich weiß es nicht. Ich erwachte und mein Blick fiel auf die Krotoschiner nun „ganz-halbe“ Zeitung, die uns so viel Freude und Abwechslung und zuletzt Hilfe gebracht hatte, und dann glitt das Auge weiter über die Krankenlager und blieb an dem Schwerverletzten haften. Sein Gesicht war ganz schmal geworden und geisterhaft blaß, die Hände lagen wuschelig auf der Decke. Das brechende Auge suchte nach Licht und ruhte auf der Lampe und unserem Zeitungsbblatt. Als ich und mehrere andere Verwundete dann am anderen Tage zum Weitertransport am dem Zimmer getragen wurden, und ich diesem und den zurückbleibenden Kameraden Lebewohl zuminkle, fiel mein Blick auch auf unseren Krotoschiner-Zeitungs-Lampenschirm, der uns so gute Dienste geleistet hatte; dieselben wird er gewiß am Abend den Zurückbleibenden und unseren Nachfolgern tun. Wer weiß, ob diese nicht die beiden Zeitungsbblätter wieder zusammenhalten, um den Inhalt mit gleichem Eifer und gleicher Sehnsucht nach unserer lieben deutschen Heimat zu lesen, wie wir es taten. D. D.

Aus der Geschichte des Brotes.

Unser tägliches Brot, dessen sparsame und rationelle Ausnutzung während der Kriegszeit für Deutschland ein dringendes Gebot ist, blickt auf eine vieltausendjährige Geschichte zurück. Es hat im Laufe dieser langen Zeitperiode seine Gestalt mannigfach verändert. Die Verarbeitung der Getreidekörner zur menschlichen Nahrung ist ein uralter Brauch, der bis in die fernste historische Vergangenheit zurückgeht. Das Verfahren, durch das man in grauer Vorzeit die Getreidekörner in Mehl verwandelte, war natürlich sehr primitiv. Die Körner wurden nur zwischen Steinen zerstampft; darauf ließen die Hände schliefen, die man in den Gräbern der Steinzeit, in den Pfahlbauten und an der sagenumwobenen Kulturstätte gemacht hat, wo sich einst das heimgestriffene Troja erhob. In allen diesen Ausgrabungsstätten hat man hier und da Brotreize gefunden, und man hat besonders in den schweizerischen Pfahlbauten halbe und ganze Körner von Weizen und Hirse erkennen können. In manchen dieser Reste zeigte sich ganz deutlich eine Vertiefung der Körner, was darauf schließen läßt, daß dieses „Brot“ entweder in glühender Asche oder auf heißen Steinen gebacken wurde. In der späteren Hälfte des Altertums hatte das Brot, das aus Teig geformt und dann gebacken wurde, eine scheibenförmige Gestalt. So muß auch das bei Homer erwähnte aligriechische Brot ausgesehen haben; nicht doch der Dichter in der Aeneas-Sage von solchem Backwerk, das

Ueberfluß.

Von Martin Andersen Nexö.

Tage dagegen war ihm sympathisch. Er bewunderte die Gesundheit und Körperkraft des jungen Mannes und seinen völligen Mangel an allgemeinen Erwägungen. Hier war nichts zu finden von jenem geschmacklosen allesumfassenden Geiste, der nicht das Gend wechseln konnte, ohne es „um der ganzen Menschheit willen“ zu tun — dagegen unmittelbare, gesunde Eigenliebe und ein sicherer Sinn für die wirklichen Güter des Lebens. „Dieser Mensch ist glücklich, er überlebt mit dem Körper,“ dachte Karl, wenn er mit ihm sprach.

Doch fühlte er sich mit jedem Tage, der verstrich, immer weniger wohl in dem Abstinenzlerheim. Trotz seinen wiederholten Beschwerden wurde es mit der Reinlichkeit in seinem Zimmer nicht besser, und überall im Hause herrschte die ärghlichste Unordnung. Am Tage nach seiner Ankunft hatte er unten in der Küche etwas zu holen gehabt, und da hatte er gesehen, wie unsauber der Wirt und das blödsinnige Dienstmädchen bei der Zubereitung des Essens zu Werke gingen; und seitdem war es ihm nicht möglich, an irgendeiner Mahlzeit teilzunehmen. Er gab vor, der Arzt habe ihm strenge Diät auferlegt, und beschränkte sich darauf, Milch und Weizenbrot in seinem Zimmer zu genießen.

Es fiel ihm auf, daß die Hausfrau sich nie der geringsten Kleinigkeit annahm und daß man nie auf sie rechnen konnte. Sie ließ sich weder in der Küche noch bei Tisch sehen; aber so oft er ausging oder nach Hause kam, sah er eine Dame, die er für sie hielt, an einem Fenster in dem Teil der Wohnung sitzen, der auf der anderen Seite des Torwegs lag.

Karl glaubte zu bemerken, daß der Wirt, der sonst so offenerzig war, scheu wurde, wenn die Rede auf seine Frau kam. Eines Tages äußerte er offen sein Erstaunen darüber, daß er sie nie zu sehen bekomme, und fragte den Wirt, ob sie krank sei. Dieser antwortete mit einem beständigen Nicken und einem tiefen Seufzer.

„Es ist gewiß nicht leicht, die Hausfrau entbehren zu müssen,“ sagte Karl, der eine gewisse Müdigkeit aus dem Seufzer herausgehört hatte. „Hoffentlich ist die Krankheit nicht ernster Natur?“

„Kürs erste besteht leider keine Aussicht, daß meine Frau

wieder auf die Beine kommen kann, — wenn's überhaupt je geschieht.“

„Das ist also nicht Ihre Frau, die ich drüben auf der anderen Seite des Haustors am Fenster sitzen sah?“

„Doch, das ist sie,“ erwiderte der Wirt verlesen. „Sie braucht nicht im Bett zu liegen, aber sie verläßt nicht ihren Stuhl. Es ist eine Art Lähmung der Beine.“

Der Wirt tat Karl aufrichtig leid. Es war klar, daß die verwirrten Verhältnisse im Hause auf das Fehlen der Hausfrau zurückzuführen waren, und der Wirt litt sicherlich am meisten darunter. — darum nahm er so eifrig teil an aller Frauenarbeit. Doch er nicht immer damit zurechtkommen, war wieder eine andere Sache. Jetzt verstand Karl auch besser das anscheinend faszinante und Weisliche im Wesen des Wirtes. So mußte sich ein Mann, der hausfrauliche Obliegenheiten hatte, unumgänglich in den Augen eines Fremden ausnehmen, und gerade das Fremdartige in der Arbeit war geeignet, einem Manne das Gepräge des Tastens und der Unsicherheit zu geben. Es lag etwas Süßliches und zugleich Rührendes in der Art, wie er die Arbeit der lahmen Hausfrau verrichtete und ihr den Tort ersparte, mit anzusehen, daß eine Fremde das Haus in Besitz nahm, ausgestattet mit ihrer Macht und Autorität; und Karl beidloß, wohnen zu bleiben und sich so weit wie möglich in die Verhältnisse zu schicken.

Aber er wurde stark schwankend in seinem Entschlusse, als er in sein Zimmer kam und sich in dessen Schmutz zurücksetzte, um einen mehrfach begonnenen Brief an den Vater zu vollenden. Sobald er sich wiedergelassen hatte, wüerte er mit steigendem Ekel, wie die Fläche vom Fußboden seine Beine zu erstigen begann. Auch heute wurde nichts aus dem Brief, und er stand auf, um auszugehen. Als er vom Fenster aus einen Blick auf den Hof hinabwarf, der bereits in tiefer Dämmerung ruhte, sah er zu seinem Erstaunen die Frau des Wirtes im Schatten der Mauern so rasch und rüstig wie irgendein anderer über den Hof schliefen, und nun stieß er seinen Entschluß zu bleiben völlig um.

Als er am nächsten Tage seinen gewöhnlichen Spaziergang machte, begegnete er Rost, der in tiefen Gedanken die Straße entlangschlorterte. Alle Gliedmaßen des Kandidaten schlieferten beim Gehen hin und her; er war so beweglich wie ein Hampelmann, und der ungewöhnlich hohe, ähmalige Kopf nichte rüber nach den Seiten bei jeder Bewegung, die er machte. Karl ging über die Straße zu ihm und grüßte, der Kandidat dankte kühl.

„Hören Sie, was ich mit Sörensens Frau los?“ fragte Bauder, ohne sich um die abweisende Haltung des anderen zu kümmern. „Zuerst erzählt er mir, sie liege zu Bett; dann, sie sei schwach auf den Beinen und könne nicht vom Stuhl aufstehen, und nun sehe ich sie heut abend über den Hof schliefen, ohne daß ihr etwas fehlt. Warum zeigt sie sich nie?“

„Es fehlt ihr allerdings etwas,“ erwiderte der Kandidat, „aber ihr Mann leidet wohl mehr unter der Krankheit als sie selbst — sie ist nämlich im höchsten Grade hysterisch. Das sie nicht gehen kann, das ist so eine fixe Idee, verziehen Sie. Sie kann recht gut, wenn sie will. Will sie aber nicht, so gibt es keine Macht der Erde, die sie dazu bringen kann. Sie hat eine geduldigen, liebevollen Mann; sonst ginge es auf die Dauer nicht; sie tut selber nicht das geringste und verurteilt alles, was er unternimmt. Man beargwöhnt nicht, wie er das aushalten kann. Aber es ist trotz von ihm. Ich nehme meinen Hut vor zu einem Manne ab. Na adieu!“ Er grüßte nachlässig und bog in eine Haustür ein.

Bauder verfolgte aufs Geratewohl die Straße zum Städtchen hinaus und kam an einen Weg, der oben an dem alten Fjordufer dahinführte. Rechts lagen hübsche Arbeiterhäuschen mit glänzenden Fensterscheiben und Gärten davor; im Rücken hatten sie den dauernd ansteigenden Abhang, und hier waren kleine Küchengärten mit Kohl und anderen Gemüsen angelegt.

Auf der anderen Seite lagen Wiesen, die gleichmäßig abfielen, bis sie an eine Straße stießen: zwei einsame Reihen von niedrigen Häusern, die wie ein roter Darm aus der Stadt herausgingen. Dahinter lagen wieder flache grüne Auen, und der Fjord'schob sich hier wie ein Wald von Schilf ins Land hinein. Eine Viertelmeile weit, auf der entgegengesetzten Seite des Fjords, hob sich das Land oberwärts, mit Wäldchen und Gehöften; und weit landeinwärts, wo die beiden Uferhänge sich trafen und einen Äcl bildeten, ragte ein großer, blauender Heideknollen mit einem Seezeichen auf.

Vor ihm in dem seichten Fjordwasser plätschernden barfüßige Anoben, etwas einwärts trat der Boden aus dem Wasser hervor; heller, eingetrockneter Schlamm, der in der Sonne unzählige Risse bekommen hatte. Und dort, noch weiter landeinwärts, waren gewollte Wiesen, flach wie ein Wasserpiegel und mit einem Bach in der Mitte, der anfangs gerade und breit dalag wie ein Kanal und Aufgehellen für Boote hatte, weiter oberhalb schmal und gewunden war und voll schimmender Pflanzen und sich neigenden Wäldchens.

zunächst als Leber dienste und dann selbst verzehrt wurde. Noch bis in unsere Zeit hat sich derartige Scheibebrot in einzelnen kulturfernen Gegenden Ägyptens und Vorderasiens erhalten. Welches Volk das Altertums zuerst den Sauerteig als treibende Kraft beim Backen benutzte, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen, doch nimmt man an, daß die alten Ägypter diese Erfindung gemacht haben. Auch die Bibel kann in dieser Beziehung als Quellenkunde dienen. Sie liefert den Beweis, daß die Juden zur Zeit Abrahams das gesäuerte Brot noch nicht kannten; aber in der moaischen Gesetzgebung steht das Gebot, in der Osterzeit kein gesäuertes Brot zu essen.

Die Griechen haben das Brotbacken höchstwahrscheinlich von den Phöniziern gelernt und dann in seine Zubereitung Abwechslung und Verfeinerung gebracht. Sie benutzten zum Brotbacken hauptsächlich Weizenmehl und erzielten durch Zusatz von Milch, Käse, Eigelb, Wein, Honig oder Pfeffer zahlreiche verschiedene Brotarten. Sie gaben aber nicht den Phöniziern oder Ägyptern die Ehre der Erfindung, sondern schrieben diese ihrem Gott Dionysos zu, der besonders in Athen als Erfinder des Brotbackens hoch gepriesen wurde, und zu dessen Ehrenden bei bestimmten Festen große Brote in feierlichem Zuge zum Göttertempel getragen wurden. Von Griechenland kam die Kunst des Brotbackens nach Italien, wo das Brot dem Gotte Pan geweiht wurde. Daher stammt der lateinische Name „panis“ für Brot. Anfangs wurde es nur im Hause zubereitet, und erst im 2. Jahrhundert n. Chr. wurden die ersten Backöfen eingerichtet. Von den nördlichen Völkern, mit denen die Römer in Verbindung kamen, haben zuerst die Gallier das Brot übernommen. Sie sollen es auch gewesen sein, die damit anfangen, beim Brotbacken die Hefe zu benutzen. Vermutlich spät, wahrscheinlich erst zu Anfang des Mittelalters, verstanden die germanischen Völker sich kornhaltiges Brot zu bereiten; denn der aus einer gesottenen Mischung von Wehl mit Wasser oder Milch hergestellte teigige Brei, den unsere Vorfahren mit Schmalz genossen, kann wohl kaum als Brot in unserem Sinne bezeichnet werden. Ueberhaupt scheinen die germanischen Völker nicht allzuviel Begabung für die Brotbackerei gehabt zu haben; ob man doch in Schweden noch im 16. Jahrhundert ausschließlich harte, ungegorene Kuchen, die aus Wasser und Wehl geknetet und gedörrt, eine nur wenig schwachsaure Speise gewesen sein müssen. Lange Zeit hindurch wurde fast ausschließlich Roggenbrot gebacken; erst im 18. Jahrhundert bürgerte sich das Weizenbrot allgemein ein.

Einen großen Umschwung nahm das Bäckergewerbe gegen Ende des 18. Jahrhunderts, als die ersten Teigrührmaschinen erfunden und zunächst in Oesterreich und in Holland ausprobiert wurden. Diese Antriebsmaschinen, die durch mannigfache Verbesserungen im Laufe des 19. Jahrhunderts immer größere Erfolge erzielten, konnten des hohen Anschaffungspreises wegen anfangs nur in Militärbäckereien und Brotfabriken Verwendung finden, während jetzt mechanische Vorrichtungen zur Teigbereitung wohl in keinem größeren Bäckereibetriebe fehlen. Mit dieser maschinellen Teigrbereitung war sowohl Backen wie Verbrauchen gebildet. Der Bäcker wurde dadurch von einer langwierigen und sehr anstrengenden Arbeit befreit; die Monumenten aber gewannen die beruhigende Gewißheit, daß eine Uebertragung von Krankheiten durch den Teigraum, wie sie beim Handkneten zu befürchten war, nunmehr so gut wie ausgeschlossen war. Die Arbeit wurde dadurch auch sehr beschleunigt, und heute ist es für den Bäcker ein leichtes, mit Hilfe der Teigrührmaschine in einer knappen Viertelstunde etwa 75 Kilogramm herzustellen. Dazu kommt noch der Vorteil, daß der Teig durch die Arbeit der Maschine gleichmäßig geformt und sauberer behandelt wird.

Der Urwald als Kampffeld.

Nähere Angaben über die äußerst schwierigen Geländebedingungen, unter denen die Kämpfe in Kamerun stattfinden, enthält der Brief eines englischen Offiziers, der schreibt:

„Die Zeit vergeht, und wir sind noch immer nicht recht „ran“. Es ist ein sehr schwieriges Gelände, in dem wir kämpfen, und alles geht sehr langsam vor sich. Das Klima mit seiner furchtbaren Hitze, seinen tropischen Regengüssen und heftigen Tornados, die Mangrovenjümpfe, das dicke, zum Teil undurchdringliche Dickdick, die Unmöglichkeit des Transports, all das trägt vereint dazu bei, jeden Fortschritt zu hindern. In manchen Fällen ist es nicht leicht, den Weg zu finden, dann beginnt ein Kampf mit der Natur, der einen müder macht als die größten Gewaltmärsche auf guten Straßen. Bisweilen ist es niederes Unterholz, durch das man sich mit Messer und Art den schmalen Pfad erst bahnen muß; noch öfter aber ist es der wilde Urwald Westafrikas. Das sind dann große Wälder, die üppig umwuchert sind von Schlupfwespen, bekämpft und verwachsen mit einer unglaublich reichen Vegetation.

Auf einigen der Wiesen standen noch Nieten, auf anderen weidete buntes Vieh, das mühsam die Hinterbeine nachzog.

Ganz auf dem Grunde des Wiesengebietes lag ein rotgefärbtes Fackelwerkgehöft mit vier Flügeln — die Wassermühle. Es sah aus, als wäre sie in das Land eingegraben, man konnte ihr übers Dach sehen, und dahinter lag der Mühlenteich, fast in einer Höhe mit dem Hausfirst.

Bäcker setzte sich auf den Grabenhang und blickte zerstreut über das Land hin. „Hier ist's schön,“ dachte er müde. Er sah all die grüne Leppigkeit, das Spiegelbild des Waldes im Wasser und die sonnenhelle Luft, empfand aber keine Freude darüber. „Wäre ich nur gesund!“ dachte er und bestete den Blick auf den lichten Weg, der in einem großen Bogen herumließ und sich drüben auf der anderen Seite im Lande verlor. — Ja, wäre er gesund, dann würde er ins Land und in den Sommer hinauswandern — nicht nach den Fen über Licht, Luft und Land, sondern das alles einfangen durch alle Poren, einatmen, einessen, eintrinken, einschlafen, in sich hinein, und wieder ausstrahlen als Müdigkeit, Dunst und Schweiß. So armfelig, gering würden die Menschen nennen, was er sich wünschte, das Wohlsein des Tieres, nichts anderes; aber er tauchte gern seine Seele und Intelligenz, den Gebrauch der Rede und des Gedankens dafür ein.

Inmitten der reichen Jahreszeit und der herrlichen Natur sah er hier schlief und lehnte sich nach etwas ganz Anderem. Ein wenig Rot oder Gelb hier und da zwang sich ihm auf als leuchtende Verheißung der Vergänglichkeit aller Dinge, und er träumte sich mitten hinein in den Laubfall mit seinen bunten, erregenden Farben und seinem faulen Gestank, von dem einem der Hals rau wurde, aber der sich mildernd um die Lungen legte.

Der Sommer betäubte ihn, und der Winter wirkte unterdrückend auf ihn, aber es lag etwas Stärkendes darin, zu leben, wenn die ganze Natur der Vernichtung preisgegeben war, und das Leben einzatmen, das sie von sich gab. Es verlich eine eigentümliche Befriedigung, zu wissen, daß jeder widernde Atemzug erkauft war mit dem Untergang eines anderen Geschöpfes, und sich seinen Weg zu bahnen über tausend, ja Millionen Leiden.

Der Gedanke faßte Wurzel in ihm: hier in einem dieser villenartigen Häuschen wollte er wohnen und der Natur von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen, wollte sie jetzt, da sie auf ihrem Höhepunkt war, greifen und ihr von Tag zu Tag in die Vernichtung folgen. Er entfiel sich, daß er etwas von „Zimmer zu vermieten“ gelesen hatte, und behielt die Häuser auf seinem Rückweg im Auge. (Fortf. folgt.)

Vogel auf jedem Zweig glänzen in allen Farben, vom leuchtenden Blau und Purpur bis zum schimmernden Gelb und Orange; sie fliegen von Baum zu Baum über uns her und scheinen sich mit ihrem Rufen und Singen über uns lustig zu machen. Dazu Insekten von jeder Art, von richtigen Schmetterlingen bis zu Stechfliegen, die den Warich auch nicht gerade erleichtern und recht schmerzhaft Wunden verursachen, bevor man noch an den Feind kommt. So kommen unsere Kolonnen schlecht vorwärts. Wir drangen schließlich bis zu den Vorposten durch, und ganz nahe dabei ist eine tiefe Lichtung, wo Oberst . . . vor kurzem von einer deutlichen Streitmacht in einen Hinterhalt gelodt, mit verborgenen Maschinengewehren empfangen und schwer geschädigt wurde. Wir hatten ein paar Tugend Tote. Die deutschen Gräben sind noch zu sehen, dazwischen Löcher, und wenn man sich weiter vorwagt, stößt man auf deutliche Spuren des Kampfes. Zwei englische Offiziere verirrten sich kürzlich im Urwald und blieben vier Tage lang ohne Speise und Trank. Das kann einem leicht passieren und ist eine stete Gefahr, denn allein im Dickicht ist man so gut wie verloren. Der eine kam glücklicherweise, halb verhungert und verdurstet, nach der A . . . Station, der andere blieb auf einem deutschen Vorposten und geriet in Gefangenschaft. Oberst . . . Lager wurde vor wenigen Tagen von einer Herde von Elefanten überrannt, die die ganzen Berhangungen in Grund und Boden getrampelten. An Elefanten ist hier überhaupt ein großer Reichtum, und auch sonst sieht man an unierten Linien unerwünschtes Getier. So stieß ich auf ein Arofolil und dann auf ein sechs Fuß großes schwarzes Kamba. Die Deutschen haben einen Panzerzug und haben die Eisenbahnschienen, die wiederhergestellt worden war, gesprengt, wobei sie augenscheinlich eine große Menge Dynamit verwendeten, denn die Explosion war auf 40 Kilometer hörbar. Des Nachmittags fanden die Eingeborenen eine Granate im Wasser in der Nähe des . . . Kais, wahrscheinlich eine der letzten, die der „Challenger“ bei der Beschießung von Quala abgefeuert hat, gingen ihr mit einem Hammer zu Leibe und sprengten sie dabei selbst in die Luft. Stücke davon flogen fast bis an die Stelle, wo ich stand, aber als ich die Granate untersuchen wollte, fand ich nicht ein Stück, nur die unglücklichen Purtschen, manjeto, ganz getrieben von der Granate. . . .“

Wie ein altägyptischer General wohnte.

Infolge des Krieges mußten auch die seit Jahren von deutschen Gelehrten in Ägypten vorgenommenen Ausgrabungen einstweilen eingestellt werden. Es ist deshalb erfreulich, daß gerade während der vorjährigen Grabungsperiode in Tell-el-Amarna wieder sehr bedeutende Funde gemacht worden sind, über die der Archäologe Prof. Ludwig Vorchardt (Kairo) im jüngsten Heft der „Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft“ näheres bekannt gibt. Demnach ist es gelungen, neben vielen kleineren Grundstücken auch das wohlhabende Haus eines gewiß sehr wohlhabenden gemeinen Würdenträgers, des Generals Ra-mose und seiner Frau Inet aus der Ruinentadt ans Tageslicht zu fördern. Aus den Inschriften, die sich an dem Turpforten im Hause des Oberführers fanden, hat sich ergeben, daß Ra-mose zur Zeit des Königs Amenophis IV. lebte, jenes fanatischen Religionsreformers auf dem Königsstrome, der den Dienst der alten ägyptischen Götter verbot und einzig und allein den Sonnenkult gelten ließ. Die Inschriften überreste des Hauses von Ra-mose bilden also auf eine Vergangenheit von etwa 3300 Jahren zurück.

Mit ziemlicher Sicherheit hat man einen großen quadratischen Raum als das Zimmer der Hausfrau feststellen können; denn über der Tür dieses Gemachs steht deren Name, während an der entsprechenden Stelle des Mannes der Name des Generals verzeichnet ist. Das das quadratische Zimmer das Gemach der Generalsfrau gewesen ist, kann man auch daraus schließen, daß sich neben diesem Raum eine kleine Kammer befunden hat, die sicher zur Aufbewahrung der Kleider der Ägypterin gedient hat. Es haben sich sogar noch Spuren der charakteristischen Halbkante vorgefunden, auf und unter denen wahrscheinlich die Kleider- und Schmuckstücke der Hausfrau aufbewahrt gewesen sind. Noch besser aber als das Zimmer der Frau läßt sich die ursprüngliche Gestalt der „Hofhalle“ erkennen, die wahrscheinlich als Wohnzimmer gedient hat. Zwei Doppeltüren in der Mitte und eine einfache Seitentür führten in den 40 Quadratmeter großen Raum. An der Hinterwand steht man noch die kleine Erhöhung, auf der wohl einst die Sessel des Hausherrn und seiner Frau gestanden haben mögen, auch erkennt man noch deutlich die Stellen, an denen sich als besonderer Schmuck vier Säulen erhoben haben.

Am interessantesten aber war ohne Zweifel die Wandbemalung der „Hofhalle“, deren Spuren immerhin noch so deutlich erkennbar waren, daß man an eine Rekonstruktion gehen konnte. Als Modell hierfür dienten die zahlreichen Reste der von höheren Wandstellen abgefallenen Bemalung. Stücke von reich ausgemalten Türschwellen, von Hohlkehlen mit Kumbas usw. Der Ton der Wand zeigt noch heute die grünlichbraune Farbe, die dem Nilschwamm abgelaugt ist. Von diesem Hintergrund hoben sich die Türen mit weißen, schwarzumranderten Einfassungen und weißen Hohlkehlen ab. Die Türschwelle müssen ein lattes Rotbraun gehabt haben, auf das knallgelbe Hieroglyphenzeilen gesetzt waren. Die gemalten Türflügel waren in den einzelnen Breiten fein abgezeichnet, von gelblich bis zu rotbraunem Ton. Der als Ornament in ägyptischen Häusern fast nie fehlende Papyrusstängel muß in natürlichem Grün mit gelben Blüthenblättern gemalt gewesen sein. Als Fries umzogen graziös geschwungene Girlanden die Wände dieses Raumes, der gewiß einen recht wohllichen, in seiner Farbenmischung auch für unsere Augen harmonischen Eindruck gemacht haben mag.

Kleines Feuilleton.

Ballonabwehrkanonen.

Zwischen kriegerischem Angriff- und Verteidigungswerkzeug hat von jeher eine Art Wettlauf bestanden, dessen Entscheidung häufig abwechselnd nach der einen und der anderen Seite sich neigte. Es war vorauszuweisen, daß die große Entwicklung der Luftschiffahrt auch auf die Artillerie nicht ohne Einfluß bleiben würde. Allerdings war es natürlich, zunächst den Versuch zu machen, eine wirksame Bekämpfung der Kriegsluftschiffahrt mit den bereits bestehenden Geschütz-einrichtungen durchzuführen, da jede Umgestaltung auch, abgesehen vom Kostenpunkt, erhebliche organisatorische Schwierigkeiten mit sich bringt. Die Bekämpfung der älteren Kriegsluftschiffe war für die Artillerie auch keine allzu schwere Aufgabe. Ein Feßballballon, der sich in den Bereich einer Batterie begibt, ist ohne weiteres als verloren zu betrachten. Jede Feld- und Nachschubatterie wird ihn mittels Schrapnell zum Sinken bringen können. Auch Treibballons konnten verschiedene Male auf diese Weise zur Erde gezwungen werden, da der Aufschlag eines in der Nähe des Ballons platzenden Schrapnells dessen Hülle berast durchschlägt, daß ein hinreichender Gasverlust eintritt, um das Luftschiff niederzubringen. Anders liegen aber die Verhältnisse gegenüber den modernen Luftschiffen. Wohl wird es in manchen Fällen möglich sein, auch sie durch eine Batterie erfolgreich zu beschießen, nachdem Entfernung, Geschwindigkeit und Kurs ermittelt sind. Die Geschüsse müßten dann zur Bekämpfung einer Höhe von mehreren hundert Metern „gestaffelt“ werden und nötigenfalls auch zu einer seitlich veränderbaren Wirkung gebracht werden. Kommt jedoch das Luftschiff, möglichst unter gleichzeitigen Steigen, der Batterie über eine gewisse Grenze hinaus nahe, dann verfehlt diese Art der Beschießung durch die alten Artilleriewaffen durchaus.

Es war leicht einzusehen, in welchem Sinne Abänderungen der üblichen Kanonen vorzunehmen wären, um sie zu der neuen Verwendung geeignet zu machen. Das Geschütz muß dem Geschütz eine sehr gestreckte Flugbahn, d. h. sehr große Geschwindigkeit, verleihen, damit das Ziel nach dem Abfeuern seine Stelle nicht erheblich verändert haben kann, ehe das Geschütz seinen Weg erreicht. Ferner

muß das Geschütz ein sehr rasches Feuer gestatten und leichte Beweglichkeit besitzen. Um den unbedeutenden Raum möglichst einzuschließen oder ganz auszuheben, muß der Schußwinkel aufs Äußerste erhöht werden. Diese Gesichtspunkte liegen den Geschützen zugrunde, die zur Abwehr von Ballonabwehrung von Kr. Krupp und der Rheinischen Metallwaren- und Maschinenfabrik Düsseldorf bereits vor einigen Jahren ausgeführt worden sind. Sie werden in verschiedenen Typen und mit verschiedenen Kalibern, für Feldgeschütze, für Kruppwagen und zur Aufstellung auf dem Schiffsdeck angefertigt. Ihre Feuerbeschleunigung ist auf das höchste gesteigert.

Ebenfalls zur Bekämpfung und eventuellen Verfolgung lenkbare Luftschiffe sollen Panzerautomobile dienen, die in Berlin auf der Automobilausstellung von 1907 vorgeführt worden sind. Seitdem sind alle diese Verteidigungswaffen noch vervollkommen worden und werden im gegenwärtigen Kriege den Beweis ihrer Brauchbarkeit erbringen.

Das Gefühl beim Fliegen.

Die Lösung des Flugproblems hätte wahrscheinlich nicht eine so lange Zeit von oft vergeblicher und zuweilen verhängnisvoller Mühe und Arbeit gekostet, wenn der Mensch körperlich etwas begabt dafür wäre. Die Vögel besitzen in ihrem Ohr eine Einrichtung, die als ein sechster Sinn bezeichnet werden ist, und zwar als Gleichgewichtssinn. In gewissem Grade besitzt ihn natürlich auch der Mensch, aber lange nicht in solcher Vollkommenheit wie ein Vogel. Was bei diesem selbstverständlich ist, muß jener sich durch allmähliche Gewöhnung und Erfahrung erlernen. Aus diesem Grunde ist das Studium der Empfindungen, die sich bei der Ausführung eines künstlichen Fluges einstellen, von großer Bedeutung. Vor einiger Zeit war darüber etwas in der „Deutschen Zeitschrift für Luftschiffahrt“ zusammengestellt. Es wurde zunächst an die Aussage von Latham über die Erfahrungen bei einem Flug erinnert, der ihn unerwartet bei 1380 Meter in eine Wolkenhöhe geführt hatte. Der berühmte Flugpiloter befandete, daß er alsbald den Zwang gefühlt habe, zu landen, weil sein Orientierungssinn mit Bezug auf die Höhenstellung seiner Maschine gänzlich verlor. Dieser war zwar vollkommen vorhanden gewesen, als er in die Wolken hineinfiel. Später aber wußte er nicht mehr, ob seine Maschine sich in horizontaler Richtung bewegte, itieg oder sank, und ebensowenig vermochte er zu erkennen, ob er geradeaus oder in einem Bogen flog. Die Empfindung dieses Verlassens der Orientierung war so heftig und niederschlagend, daß der Flieger sofort nach der Erde gelangte und, nachdem er das Flugzeug verlassen hatte, zusammengebrochen wäre, wenn man ihn nicht gefügigt hätte. Man sucht diese Erfahrung aus einem Mangel an Gewöhnung zu erklären und glaubt, daß sie nicht eingetretener wäre, wenn Latham zuvor bei Flügen schon häufigere Bekanntschaft mit den Wolken gemacht hätte.

Vermutlich ist es mit diesen Empfindungen ähnlich bestellt wie mit denen, die mancher Mensch in einem schnellfahrenden Eisenbahnzug oder auf einem Schiff über sich ergehen lassen muß. Wenn dieser Vergleich berechtigt ist, so darf erwartet werden, daß mancher sich an die Bewegung einer Flugmaschine ebensowenig gewöhnen wird wie an die eines Schnellzuges oder eines Schiffes. Freilich würde daraus auch folgen, daß nicht jeder für den Aufenthalt im Aeroplan geeignet ist, ebenso wie viele Leute sich auch durch immer neue Versuche nicht von der Neigung zur Seefahrt zu befreien vermögen. Rumpf hat versucht, auf dem Wege des Experimentes einen Einblick in die Empfindlichkeit des Gleichgewichtssinns beim Menschen zu erlangen. Er hat zu diesem Zweck einen Apparat gebaut, der einen Sitz in kardinaler Aufhängung darstellte, also die Möglichkeit gab, dem Körper jede beliebige Neigung zu geben. Es zeigte sich, daß die Empfindlichkeit gegen Änderungen der Neigung nach einer der Seiten hin sehr viel größer ist als die gegen Neigungsänderungen nach vorne oder nach hinten. Während der Mensch fähig ist, eine Neigung nach der Seite hin schon in dem geringen Maße von 1/4 Grad mit geschlossenen Augen deutlich zu fühlen, bleibt er oft sogar gegen 5 Grad Neigung nach vorne oder hinten unempfindlich. Immerhin stellt sich nach diesen Versuchen der Mensch als viel feinfühligere für Gleichgewichtsänderungen dar, als früher angenommen wurde, und man darf daraus wohl den Schluß ziehen, daß von dieser Seite kein erhebliches Hindernis für die Entwicklung des Menschenfluges vorliegt. Die Erfahrungen der jüngsten Zeit haben das durchaus bestätigt.

Dewets Proklamation.

Der „Nieuwe Courant“ erhält aus Südafrika die folgende Proklamation Dewets und Beyers, die am 29. Oktober verbreitet worden war und eine Vorstellung gibt von der Erbitterung, die zwischen den Parteien herrscht.

Bekanntmachung. Hiermit wird allen Bürgern der Union bekanntgegeben:

Da die Regierung der Union beschlossen hat, Deutsch-Südwestafrika zu erobern und auf unwahre Verdichte und Behauptungen hin die Parlamentariermitglieder der südafrikanischen Partei den Befehl der Regierung bestätigt haben;

Und da Protest erhoben wurde gegen den gottlosen Einfall in Deutsch-Südwestafrika gegen ein Volk, das uns nie etwas Böses getan hat, sondern uns stets wohlgeinnt war;

Und da die Regierung dem Volk das Recht, auf friedliche Weise seinen Protest fortzusetzen, durch die Proklamierung des Belagerungszustandes genommen hat;

Protestieren wir weiter mit der Waffe in der Hand gegen das gefährliche Unternehmen, das die Regierung wider den Sinn und Willen des Volkes auszuführen trachtet, überzeugt, daß unser Volk in das größte Elend gestürzt wird, und Gottes Fluch heraufbeschwört.

Da unsere protestierende Haltung nicht den Zweck hat, das Blut des Bruders zu vergießen, sondern, im Gegenteil, wie bereits bewiesen, solches möglichst zu verhindern und unter keinen Umständen als Angreifer aufzutreten trachtet.

Erlaffen wir zum Schluß den Aufruf an alle Bürger, daß sie alle Kräfte anspannen sollen, um ihren Einfluß gegen die Eroberung von Deutsch-Südwestafrika anzuwenden und sich gleichzeitig zu weigern, von der Regierung dazu benutzt zu werden, und gegenseitig mit der Waffe zu bekämpfen.

Denn unser einziges Ziel ist die Ehre Gottes und das Heil von Volk und Vaterland. Gezeichnet: C. R. Dewet, G. J. Beyers, Generäle der protestierenden Bürger.

Notizen.

— **Kunstabend.** Ein „Heine-Abend“ findet am Sonntag, den 17. Januar, abends 8^{1/2} Uhr, im Schiller-Saal, Charlottenburg, statt. Eise Wosa und Georg Waeßle registieren. Den Vortrag hält Dr. Eugen Tammenbaum.

— Die „Ausstellung für Vermundeten“ und „Krankenfürsorge im Kriege“ erweist sich gegenwärtig eines so starken Besuches, daß sich die Ausstellungsleitung, um den Andrang zu den von ihr veranstalteten Kinovorstellungen zu regeln, veranlaßt sieht, für diese an den Sonnabenden (den Zehnminütigen) und den Sonntagen eine besondere Eintrittsgeldgebühr, die die Kontrolle erleichtert, in Höhe von 10 Pf. zu erheben. Die Ausstellung wird vorläufig bis zum 20. Januar geöffnet bleiben; doch ist eine weitere Verlängerung bis Ende Januar in Aussicht genommen.

— **Londoner Börsenpatriotismus.** Die Wiedereröffnung der Londoner Börse gab den spekulationshungrigen Börsenbesuchern Gelegenheit zu einer „innigen“ patriotischen Kundgebung. Als die Uhr die offizielle Stunde des Börsenbeginns anzeigte, sangen die etwa 4000 anwesenden korporierten Börsianer mit ihrem Angestellten das „God save the King“ und ließen der Nationalhymne drei Hurras folgen. Nachdem man so dem Vaterlandsgefühl Genüge getan hatte, kürzte man sich befriedigt in die Geschäfte.